

Cholera-Epidemie in Sierra Leone

Wettlauf gegen die Zeit

„Die sanitäre Situation ist unglaublich schlecht“

VON PHILIPP HEDEMANN
(FREETOWN, SIERRA LEONE)

Die stinkende, braune Brühe läuft über Aminatas offene, rote Wunden. Die Zehnjährige tut so, als würde sie das Brennen nicht spüren. Sie ist an den Crocodile River gekommen, um das zu putzen, was ihre Familie besitzt. Ein paar Schuhe, eine paar Töpfe. Hüfthoch stand der Schlick vor ein paar Tagen nach einer Schlammlawine in der Wellblechhütte ihrer Eltern. Das Wasser, in dem Aminata ihre Schuhe putzt, hat in Kroobay, einem von 27 Slums in der sierraleonischen Hauptstadt, schon vielen Menschen den Tod gebracht.

Im achtmärksten Land der Welt ist die Cholera ausgebrochen. 22 347 Menschen sind laut der offiziellen staatlichen Statistik bisher erkrankt, 292 gestorben. Nach Schätzungen trägt mehr als die Hälfte der Bevölkerung den Krankheitserreger in sich, Experten rechnen mit vielen neuen Fällen in den nächsten Monaten. Mitte August rief Präsident Ernest Bai Koroma den nationalen Notstand aus. Noch ist die Lage nicht unter Kontrolle – und die nächste Cholera kommt bestimmt.

„Ich habe noch keine Cholera, aber ich habe Angst, dass ich es bekommen könnte“, sagt Aminata während ein Schwein neben ihr auf dem Grund des Flusses lauft grunzend nach Fäkalien sucht. Die dicke Sau wird oft fündig. Nicht nur Aminata kniet sich in den Fluss, wenn sie muss. Kaum einer der rund 12 000 Einwohner von Kroobay hat eine Toilette.

Auch 1998, 2002, 2004 und 2007 brach in Sierra Leone die Seuche aus, doch der diesjährige Ausbruch ist die schlimmste je in Sierra Leone registrierte Cholera-Epidemie. Auch wenn die Zahl der Neinfektionen mittlerweile zurückgeht, sind immer noch zwölf der 13 Bezirke Sierra Leones betroffen. Nach den Standards der Weltgesundheitsorganisation (WHO) muss der nationale Notstand ausgerufen werden, wenn mindestens ein Prozent der an Cholera Erkrankten stirbt. In Sierra Leone waren es auf dem Höhepunkt der Epidemie fast doppelt so viele.

Die Krankheit kam nicht überraschend

Die über kontaminiertes Wasser übertragende Krankheit kam nicht überraschend. „Die sanitäre Situation ist unglaublich schlecht. Nur 57 Prozent der Bevölkerung haben Zugang zu sauberem Trinkwasser, nur 40 Prozent zu sanitären Anlagen. In den Slums von Sierra Leone ist die Situation noch viel schlimmer“, sagt Claire Seaward von Oxfam in Sierra Leone. Die Hilfsorganisation arbeitet seit Jahren an der Verbesserung der sanitären Versorgung in dem westafrikanischen Land, um die Ursachen der regelmäßigen Cholera-Ausbrüche zu bekämpfen. Zudem hat Oxfam ein 243 000 Euro teures Cholera-Sofort-Programm gestartet, von dem rund 130 000 Menschen profitieren. In besonders gefährdeten Gebieten lässt die Organisation das Trinkwasser chlorieren

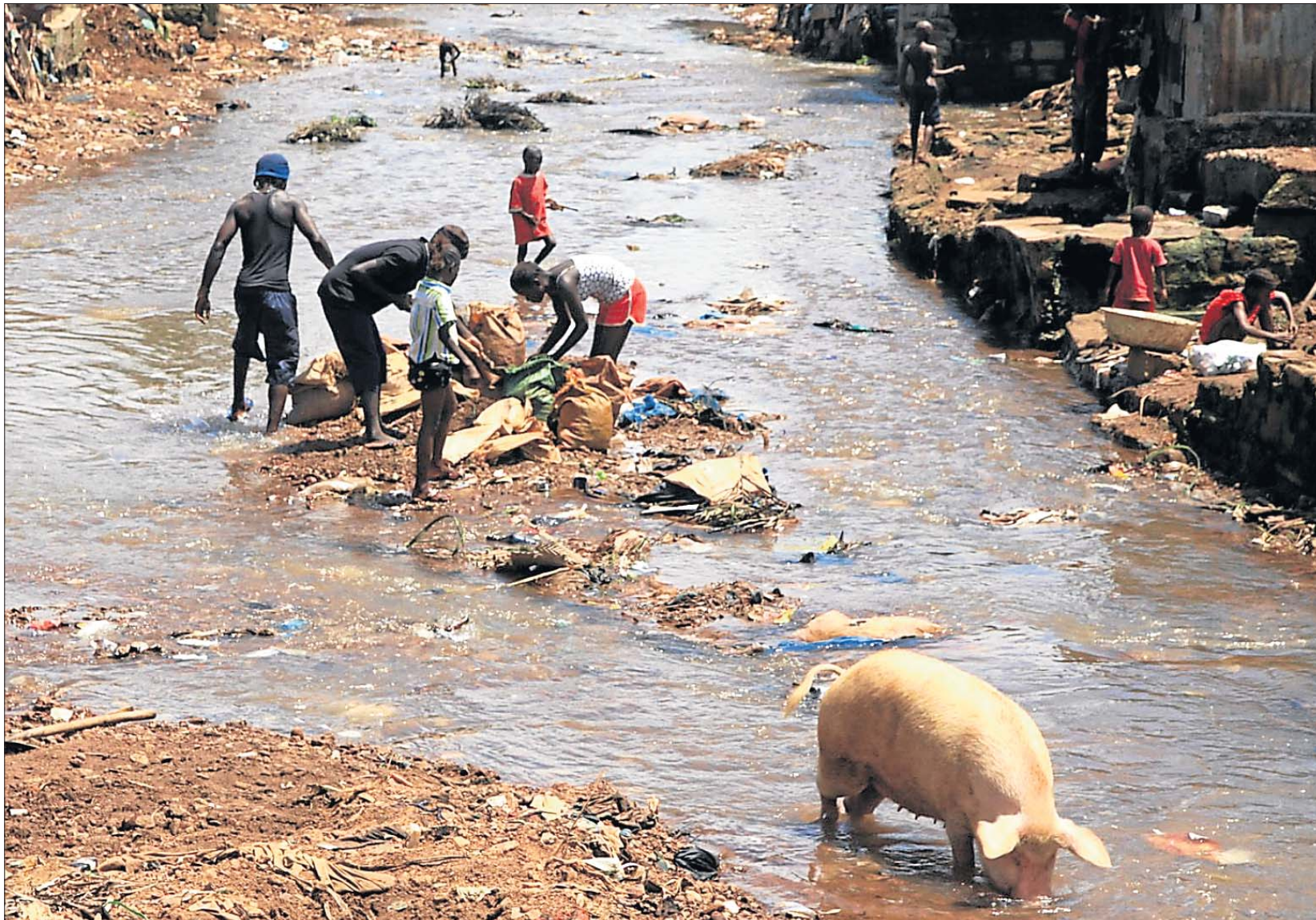
von Freetown „DHL“. Die Wellblechdächer und engen Gassen sind voll von „DHL“-Sendungen.

„Die Patienten liegen dicht gedrängt nebeneinander“

Vielleicht waren es die vielen weggeworfenen Plastiktüten, die Bangali Suma aus dem Slum Mabella an Cholera erkrankten ließen. „Ich dachte, dass ich sterben muss. Ich hatte schlimmen Durchfall und musste mich ständig übergeben. Alles tat weh. Eine Stunde nachdem ich krank wurde, war ich so schwach, dass ich nicht mehr aufstehen konnte“, berichtet der muskulöse 20-Jährige, der sich sein Geld als Stürmer für verschiedene Slum-Fußballmannschaften verdient. Ein Freund schleppte den Sportler zum Krankenhaus, in dem Ärzte sein Leben retteten.

Auch Mahmoud Kamara steckte sich an. Doch er entließ sich nach einer Stunde selbst aus dem Krankenhaus, um sich von seiner neun-jährigen Tochter zu Hause mit Elektrolyten und Flüssigkeit versorgen zu lassen. „Im Krankenhaus lagen die Cholerapatienten dicht gedrängt nebeneinander. Es waren so viele, dass die Ärzte und Schwestern gar keine Zeit hatten, sich um uns zu kümmern. Ich wollte da nur noch weg. Ich habe gehört, dass alleine in diesem Krankenhaus 21 Menschen gestorben sind. Wäre ich dort geblieben, wäre ich wohl auch tot“, erzählt der 30-jährige allein-erziehende Vater.

Adama Gondor leitet ein Krankenhaus im Stadtteil Mabella. In den engen Gassen des Slums in der Hauptstadt brach die Seuche zuerst aus, verbreitete sich besonders schnell. Im Einzugsbereich des winzigen Drei-Betten-Krankenhauses, in dem es bestialisch stinkt, leben rund 30 000 Menschen. Adama Gondor, die nur ein vierjähriges



Menschen füllen im Crocodile River in Kroobay, einem Slum in der sierraleonischen Hauptstadt, Sandsäcke, um ihre Hütten vor Überschwemmungen zu schützen: Der diesjährige Ausbruch ist die schlimmste je in Sierra Leone registrierte Cholera-Epidemie.

Medizin-Grundstudium absolvierte, ist mit ihren zehn Krankenschwestern allein für die medizinische Versorgung der Menschen in ihrem Stadtteil zuständig. Oft fehlen ihr dabei die notwendigen Medikamente. „Am Anfang hatte ich Angst um mich und meine Leute. Wir arbeiten teilweise rund um die Uhr. Patienten haben sich direkt auf mich erbrochen, aber zum Glück habe ich ihre bislang nicht angesteckt“, berichtet die Krankenhaus-Chefin.

Vor ein paar Wochen besuchten der Vizepräsident, der Gesundheitsminister und der Bürgermeister ihr Krankenhaus. Die Politiker versprachen rasche Hilfe, passiert ist bislang nichts. Mit der seit Jahren schnell wachsenden Bevölkerung verschlechtern sich die Lebensbedingungen in den Slums sogar.

„Alle Bewohner sind illegale Siedler“

Dabei liegen die Ursachen oft oberhalb der Armenviertel. Dort, wo die Stadt an den Berghängen wie ein Krebsgeschwür ausfranst, fällen die Menschen auf der Suche nach neuem Bauland Bäume. Seitdem die Wurzeln das Erdreich nicht mehr festhalten, kommen nach heftigen Regenfällen in den Slums am Fuß der Berge noch mehr Wassermassen an, die Schlamm, Müll, Fäkalien und Krankheitserreger mit sich führen.

Für Martin Bash Kamara, stellvertretender Energie- und Wasserminister, ist die Lösung einfach: Nicht die sanitäre Versorgung in den überbevölkerten Slums muss verbessert werden – die Leute müssen weg! Die Regierung würde Kroobay, die Stadt in der Stadt, lieber heute als morgen platt machen, die Menschen umsiedeln.

„Alle Bewohner von Kroobay sind illegale Siedler“, sagt Kamara. Und John Conteh, der im Stadtrat von

Freetown für die sanitäre Versorgung zuständig ist, gibt unumwunden zu: „Wenn wir jetzt die sanitäre Versorgung in Kroobay verbessern, wird es in Zukunft noch schwieriger, die Leute dort wegzubekommen.“ Offiziell sind fast alle Bewohner des Slums arbeitslos, doch mit Gelegenheitsjobs in der Stadt halten die meisten sich irgendwie über Wasser. Sie befürchten, dass sie ihre einzige Einkommensquelle verlieren, wenn sie an den Stadtrand umgesiedelt werden.

Doch die Cholera grassiert nicht nur in den Slums. Überall in Freetown hängen „Kick out Cholera“-Plakate. Darauf verpasst ein Fußballspieler der Seuche einen kräftigen Tritt.

Da rund zwei Drittel der Bewohner Sierra Leones nicht lesen können, werden die Bewohner auch mit Bildern aufgefordert, sich regelmäßig die Hände zu waschen, ihre Lebensmittel gut zu kochen und hygienisch aufzubewahren, nur sauberes Wasser zu trinken und bei den ersten Cholera-Symptomen sofort ein Gesundheitszentrum aufzusuchen.

Denn die Behandlung ist ein Wettlauf gegen die Zeit. Wer sich angesteckt hat, den trocknen Durchfall und Übergeben so schnell aus, dass er ohne Zufuhr von Elektrolyten und Flüssigkeit innerhalb von wenigen Stunden sterben kann. Hilfsorganisationen wie Oxfam informieren die Bevölkerung deshalb in Radio- und TV-Spots pausenlos über die Präventions- und Behandlungsmöglichkeiten, Beamte der Regierung laufen mit Megafonen durch die Stadt, warnen vor den Gefahren.

Es passiert zu wenig, zu langsam

Die Atmosphäre im brütend heißen Moloch ist gespenstisch. Wer Thomas Manns „Tod in Venedig“ ge-

lesen hat, muss unweigerlich an den tragischen Helden von Aschenbach denken, der der Cholera zum Opfer fiel als die Seuche auch in Europa Menschen dahinnahnte. Trotz der Bemühungen der Regierung und den Projekten der internationalen Hilfsorganisationen ist es nur eine Frage der Zeit, bis die Cholera in Sierra Leone das nächste Mal ausbricht. Vor allem bei der sanitären Versorgung passiert zu wenig, zu langsam.

„Es wird noch Ewigkeiten dauern, bis wir die Cholera endgültig ausgerottet haben werden. Das ist

eine Schande. Aber wir dürfen den Krieg, der mehr als zehn Jahre zu rückliegt, nicht mehr als Ausrede benutzen“, sagt Dr. Jambai, Chef der von der Regierung eingesetzten Cholera Taskforce.

Doch Aminata, die im den Tod bringenden Crocodile River ihre Schuhe schrubbt, will nicht ewig warten, bis die in Europa längst ausgerottete Krankheit endlich auch aus Kroobay verschwindet. Die Zehnjährige: „Ich will Präsidentin von Sierra Leone werden. Als erstes würde ich kostenlose Toiletten für alle einführen.“



Grafik: Sabina Palanca

Türkisches Gold für den Iran

Teheran möchte auf diese Weise die UN-Sanktionen umgehen

VON Gerd Höhler

Das Regime in Teheran deckt sich offenbar mit großen Mengen Gold ein, um die UN-Sanktionen beim internationalen Zahlungsverkehr zu unterlaufen. Geliefert wird das Edelmetall aus der Türkei – auf Umwegen.

Wenn die Fluggäste am Istanbul Atatürk-Flughafen gegen Mitternacht zum Flug TK762 nach Dubai einsteigen, ist die Businessclass meist gut besetzt. Manche der Herren tragen schwer an ihrem Handgepäck. Aber nicht immer verbergen sich Aktenordner oder Laptops in den Koffern. Häufig sind es Goldbarren. Nach offiziellen Angaben der türkischen Statistikbehörde exportierte die Türkei im August 2012 Gold im Wert von 1,9 Milliarden Dollar in die Vereinigten Arabischen Emirate von sieben Millionen im Juli auf 1,9 Milliarden Dollar im August. Experten sind sich einig: Der Goldstrom von der Türkei in den Iran fließt weiter – nur eben über die Emirate.

Die geänderte Handelsroute ist möglicherweise eine Reaktion darauf, dass im Frühjahr immer mehr Medien über die florierenden Goldimporte des Iran aus der Türkei berichteten. Vielleicht wollen sich die iranischen Abnehmer auch gegen befürchtete türkische Handelsbeschränkungen absichern – der Bürgerkrieg in Syrien belastet die Beziehungen zwischen Ankara und Teheran: Während der Iran den syrischen Despoten Baschar al-Assad stützt, arbeitet die türkische Regierung auf seinen Sturz hin.

Dass der Handel jetzt über die Emirate läuft, kommt der Türkei doch die aufstrebende Metropole am Golf ist nur eine Zwischenstation. Nicht reiche Araber sind die Käufer. Bestimmt ist das Gold für Abnehmer im Iran. Wohlhabende Iraner versuchen offenbar, sich mit Anlagen in Gold vor der ständig steigenden Inflation zu schützen.

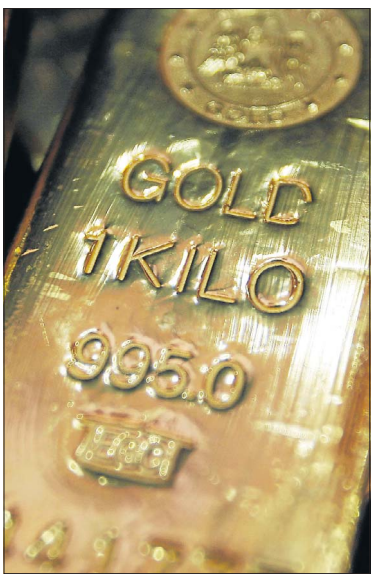
Seit Jahresbeginn hat der Rial im Vergleich zu anderen Währungen zwei Drittel seines Werts verloren – eine Folge der UN-Sanktionen. Der Wertverfall könnte dazu führen, dass die Regierung schon bald den freien Devisenhandel unterbindet. Gold verspricht Schutz für das Vermögen.

Aber es gibt Anzeichen dafür, dass auch staatliche Stellen der islamischen Republik in großem Stil Gold kaufen, um die Sanktionen beim internationalen Zahlungsverkehr mit dem Edelmetall als Ersatzwährung zu unterlaufen. Bis vor wenigen Monaten gingen die Goldlieferungen aus der Türkei direkt in den Iran, auf dem Land- und Luftweg. Gold im Wert von 4,4 Milliarden

den Dollar war es im ersten Halbjahr 2012, der größte Teil davon in Barren. Im zweiten Quartal stiegen die Goldlieferungen deutlich an. Im Juli erreichten sie sogar 1,83 Milliarden Dollar. Dann schien der Handel urplötzlich zusammenzubrechen: Im August beliefen sich die türkischen Goldexporte in den Iran nur noch auf 180 Millionen Dollar. Zugleich schnellten die Goldexporte aus der Türkei in die Vereinigten Arabischen Emirate von sieben Millionen im Juli auf 1,9 Milliarden Dollar im August. Experten sind sich einig: Der Goldstrom von der Türkei in den Iran fließt weiter – nur eben über die Emirate.

Die geänderte Handelsroute ist möglicherweise eine Reaktion darauf, dass im Frühjahr immer mehr Medien über die florierenden Goldimporte des Iran aus der Türkei berichteten. Vielleicht wollen sich die iranischen Abnehmer auch gegen befürchtete türkische Handelsbeschränkungen absichern – der Bürgerkrieg in Syrien belastet die Beziehungen zwischen Ankara und Teheran: Während der Iran den syrischen Despoten Baschar al-Assad stützt, arbeitet die türkische Regierung auf seinen Sturz hin.

Dass der Handel jetzt über die Emirate läuft, kommt der Türkei



Gold verspricht Schutz für das Vermögen. (FOTO: REUTERS)

Syrien: Extremisten exekutieren Soldaten

Amnesty International: „Wahrscheinliches Kriegsverbrechen“ auf Video dokumentiert

VON MICHAEL WRASE

Die Grausamkeit des syrischen Bürgerkrieges sprengt bereits jede Vorstellungskraft. Dennoch halten es Angehörige der kämpfenden Parteien offenbar für notwendig, ihre Schandtaten mit ihrem Handy zu filmen und anschließend als Dokument der Schande ins Internet zu stellen. Ein besonders abstoßendes Beispiel für die unfassbare Brutalität der immer verbissener geführten Kämpfe in Syrien ist ein am Mittwoch im Netz aufgetauchtes Video, auf dem die Hinrichtung von mindestens 12 unbewaffneten syrischen Soldaten „dokumentiert“ wird.

Auf dem knapp drei Minuten langen „Filmchen“ sieht man zunächst bewaffnete Rebellen, die die gefangenen Soldaten zwingen, sich in einer Reihe auf den Boden zu legen. Die wehrlosen Kämpfer werden anschließend als Hunde und Huren-

söhne beschimpft und mit wütenden Fußtritten trackiert. Während der Misshandlungen preisen einige der Rebellen lautstark „Allah“. Wenig später werden die Soldaten dann mit MG-Dauerfeuer exekutiert.

Eine Art Abrechnung

Amnesty International und andere Menschenrechtsorganisationen haben die Hinrichtungen scharf verurteilt und eine Untersuchung des „wahrscheinlichen Kriegsverbrechens“ angekündigt. Auch die von syrischen Oppositionellen geleitete „Beobachtungsstelle für Menschenrechte“ in London kritisierte den Vorfall. Die Verantwortung dafür, hieß es, trügen Angehörige der Al-Kaida nahestehenden „Nusra-Front“, die bereits am Montag ein Video veröffentlicht hatte, auf dem mutmaßliche Assad-Anhänger vor bereits ausgehobenen Gräbern hin-

gerichtet wurden. Das Vorgehen der salafistischen Rebellengruppen soll nach Informationen des Guardian zu erheblichen Spannungen mit der eher säkularen „Freien Syrischen Armee“ in den „befreiten“ Gebieten von Aleppo geführt haben. Ein „Show Down“, also eine Art Abrechnung mit den offenbar unerwünschten Dschihadisten, von denen viele Ausländer sind, sei nur noch eine Frage der Zeit. Das mutmaßliche Massaker wurde in der Nähe von Sarakab begangen, die nach Oppositionsangaben inzwischen „vollständig“ von Rebellen kontrolliert werden soll. Durch die Stadt laufen wichtige Verkehrsverbindungen zwischen der Hauptstadt Damaskus und der Wirtschaftsmetropole Aleppo sowie der Küstenstadt Latakia. Eine dauerhafte Kontrolle der Autobahnen dürfte die Versorgung der in Aleppo kämpfenden Assad-Truppen erheblich erschweren.